

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2,10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18898.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschritt 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8,50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die letzte Nacht im Gebiet des Moabiter Polizeiaufbruchs ging verhältnismäßig ruhig vorüber.

In Saloniki ließ die türkische Regierung einige hundert Griechen, angeblich wegen Geheimbündelei, verhaften.

Nach Berichten, die die Regierung der Vereinigten Staaten angeblich aus Ostafrika erhielt, soll dort der Ausbruch einer Revolution bevorstehen.

Eine bedeutsame Reichsratsersatzwahl.

Leipzig, 30. September.

Aus Oesterreich wird uns geschrieben: Die Partei hat das Mandat von Gablonz-Land verloren: 6198 Stimmen entfielen bei der am Montag vorgenommenen Stichwahl auf den deutschradikalen Glöckner, nur 5088 Stimmen auf Genossen Trübeneder. Beim ersten Wahlgang hatten sich für Trübeneder 4775, für Glöckner 3743, für den deutschnationalen „Arbeiter“ Prediger 1724 Wähler entschieden. Dieses Wahlergebnis steht dem Ergebnis der Wahl im Jahre 1907 (damals hatte der Sozialdemokrat um 1700 Stimmen mehr, als seine Gegner zusammen) so sehr ab, daß es einer Erklärung bedarf — die zu geben übrigens nicht schwer ist.

Vor allem kommen die wirtschaftlichen Verhältnisse in dem Wahlkreis in Betracht. Die im Isergebirge dominierende Glasindustrie hat in den letzten Jahren eine schwere Krise durchgemacht — eine Krise, die auf die Organisation der Partei selbstverständlich nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Dazu kam, daß die Kapitalisten die Lage der Arbeiterschaft noch verschlechterten, indem sie, um billigere Arbeitskräfte zu bekommen, eine der Hauptindustrien des Wahlbezirks, die Glasringsfabrikation, in einen benachbarten tschechischen Bezirk verschleppten. Das hatte zur Folge, daß von den Glasringschleifern viele zu nationallisteln angingen. Um das zu verstehen, muß man in Erwägung ziehen, daß die Gablonzer Glasindustrie noch lange nicht den Charakter einer modernen Großindustrie trägt, die den Arbeitern jede Selbsttäuschung über ihre ökonomische und soziale Situation unmöglich macht. Von den Arbeitern im Isergebirge sind viele noch scheinbar selbständig. Sie verkaufen nicht ihre Arbeitskraft, sondern ihr Arbeitsprodukt; sie arbeiten nicht in der Fabrik, sondern in ihrem eignen Heim oder wenigstens an ihrer eignen Arbeitsstelle, und obwohl das eigne Heim nur bedeutet, daß ihr Proletariatselend noch durch ihr Häuslerelend verschärft wird, haben sie doch ihren Meister-

und Hausbesitzerstolz, zu dem sich mitunter noch eine Art Künstlerstolz gesellt — lauter Umstände, die die Befreiung dieser Arbeiterschicht von bürgerlichen Vorurteilen sehr erschweren und es mit sich bringen, daß die Arbeiter des Isergebirges „unberechenbar“, „launenhaft“, „von Stimmungen abhängig“ sind, d. h. daß bald der Proletarier, bald der Kleinbürger in ihnen die Oberhand hat. Daß diese Arbeiter, wenn die äußeren Umstände danach sind, auch der nationallistischen Demagogie viel leichter erliegen, als etwa ihre nächsten Nachbarn, die unter ganz andern Verhältnissen lebenden Textilarbeiter, ist klar. Und klar ist auch, daß die proletarische Bewegung in einem so eigenartigen Gebiet mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Trotz dem furchtbaren Elend, das im Isergebirge herrscht, trotz der ungläublichen Brutalität und Gemeinheit, mit der die Gablonzer Bürgerlichen — die Exporteure, der von ihnen abhängige Mittelstand und die ihnen ergebene Bürokratie — die Partei bekämpfen, liegt den Arbeitern des Isergebirges nichts ferner, als proletarische Unversöhnbarkeit. Nirgends haben sich z. B. die Arbeiter mit solcher Leidenschaft für die „Freie Schule“ (einen Verein, in dem Arbeiter neben freisinnigen Bürgerlichen sitzen) mit solcher Leidenschaft engagiert, wie im Gablonzer Gebiet. Nirgends findet überhaupt ein Bürgerlicher, der sich nicht offen als Arbeiterfeind gibt, unter Arbeitern so leicht Anhang und Anhang, wie hier. Das hindert natürlich nicht, daß es gelegentlich zu heftigen wirtschaftlichen und politischen Konflikten kommt, aber zäh und ausdauernd zu kämpfen, dem Gegner Schritt für Schritt das Terrain wegzunehmen und die einmal eroberten Positionen zu befestigen, war bisher nicht Sache der Gablonzer Glasarbeiter.

Und dazu ist noch ein überaus wichtiger Faktor in die Rechnung einzustellen: die Aenderung der allgemeinen politischen Lage seit den allgemeinen Wahlen im Jahre 1907. Damals war noch in allen Bevölkerungskreisen die Erinnerung an den gewaltigen Wahlrechtskampf lebendig. Auf die bürgerlichen Parteien wirkte sie lähmend, die Arbeiter befuechte sie. Im bürgerlichen Lager war man überdies kleinmütig und ratlos, weil man einen Wahlkampf unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts zu führen noch nicht verstand. Seither sind drei Jahre vergangen, und das Bürgertum hat sich an den neuen Zustand gewöhnt. Eine bezeichnende Einzelheit: Im Jahre 1907 fanden im Gablonzer Wahlkreis dem sozialdemokratischen vier bürgerliche Kandidaten gegenüber; diesmal nur zwei, und von diesen zweiten war der eine, der deutsche „Arbeiter“, nur ein Scheinkandidat, der die Arbeiter seinem deutschradikalen „Gegenkandidaten“ (mit dem er sogar gemeinsam Versammlungen abhielt) zutreiben sollte. Wie schon früher bei verschiedenen Gelegenheiten im Parlament, haben sich die Bürgerlichen nun auch draußen, im Wahlkampf, gegen die Arbeiter zusammengefunden. Sie haben sich orientiert und können nun mit

dem Einsatz ihrer ganzen Kraft, mit ihrer ganzen Gemeinheit kämpfen. In Gablonz haben wir davon Proben bekommen; was die List, die Kandidatur des nationalen „Arbeiters“, nicht fertig brachte, vollendete die Gewalt. Die Nationalen kämpften mit allen Mitteln. Sie kauften Stimmen, drohten, versprachen, erpreßten und gewannen so, was sie noch nicht durch die in Versammlungen und auf Flugblättern kolportierten Lügen und Verleumdungen gewonnen hatten. An Geld fehlte es ihnen nicht: eine durch ihre Scharfmacherei berichtigte Industriellenvereinigung gab noch im letzten Moment, nach dem ersten Wahlgang, 10 000 Kronen her. „denn, so hieß es in einem Zirkular, das sie an ihre Mitglieder richtete, der Sozialdemokrat darf unter keinen Umständen gewählt werden“.

Noch ein Umstand muß erwähnt werden. Im Jahre 1907 zog die Arbeiterschaft mit den größten Hoffnungen in den Wahlkampf. Sie erwartete von dem „Volkshaus“ Dinge, die ein bürgerliches Parlament überhaupt nicht machen kann. Eine große Enttäuschung war unausbleiblich, und die hat manchen Mitläufer kopfschau gemacht und ein Opfer der nationallistischen Demagogie werden lassen.

Zweifelslos hat auch der Separatismus zu dem Wahlausgang das seinige beigetragen. Im Jahre 1907 stand die Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien aller Nationen einig und geschlossen gegenüber, und das machte auf die Wählererschaft natürlich einen gewaltigen Eindruck. Heute können die Nationalen mit einem Schein von Recht sagen, daß auch der Sozialismus keine Lösung der nationalen Frage hat, daß er nicht einmal der nationalen Schwierigkeiten im eignen Lager Herr zu werden vermag.

So ist die Partei durch ein Zusammentreffen der verschiedensten Umstände um ein Mandat gekommen, das zu ihrem unerlösbaren Befehlsstand zu gehören schien. Es ist die erste schwere Niederlage, die sie seit den allgemeinen Wahlen erlitten hat. In einem Lande, wo alles Augenblicksstimmungen unterworfen ist, muß ein solches Ereignis natürlich das größte Aufsehen machen.

Zum Moabiter Polizeiaufbruch.

Die Vorgänge in Moabit sind nur dazu angetan, den namenlosen Hah gegen die Berliner Polizei, der in fast allen Bevölkerungsteilen Berlins seit Jahrzehnten besteht, noch mehr zu vertiefen. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Polizei durch ihre Kopfschüttigkeit und Brutalität glücklich die gefamte öffentliche Meinung des Moabiter Viertels gegen sich aufgebracht hat. Die Ärzte in den Krankenhäusern weigern sich, den Polizisten die Krankenjournale zur Einsicht zu geben, die Journale wurden darauf mit Gewalt den Ärzten entzogen. Die Polizisten hatten von einigen Hausbesitzern die Ueberlassung der Höfe als Sammelplatz für Polizeiwachen verlangt, das Verlangen wurde einstimmig zurückgewiesen. Zu

Seuilleton.

Das Heimweh.

Erzählung von Julius Rosen.

Als Rotham mit John an einem schönen Sommermittage von drüben nach Gera zurückkehrte und die Blicke auf die untergehende Sonne richtete, fragte er: „Wie lange ist es nun seit unserer Zurückkehr nach Gera her?“

„Um, lange her!“

„Wie oft ist denn drüben geerntet worden?“

„Siebzehnmal — ja, ja, siebzehn Jahre sind es her!“

„Die Zeit geht schnell!“

„Mit Leid und Lust!“

„Für mich mit Leid, ich gönne dir die Lust!“

„Sir, teilt ihr nicht mit mir, mag ich davon auch nichts haben!“

„Ich denke heute wieder einmal recht lebhaft an meine Frau. Sie geht mir immer so schlank vor den Augen vorüber und nickt mir so freundlich zu wie in unsern schönsten Tagen. Wenn mir doch wer den Weg zu ihrem Grabe zeigen könnte!“

Als er kaum noch diese Worte ausgesprochen hatte, horten sie eine kräftige Stimme singen:

Wo auf hohen Fannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstoßen sitzen,
Rot und weiß die Moose blühen,
Zu der Heimat in der Ferne
Sag ich heute noch so gerne.

Da verhallte die Stimme und über einen Straßengraben hinüber sprang ein junger, schlanker Mann in Jägertracht und zog mit weiten Schritten den Fußsteig hinunter auf die Stadt zu.

Rotham küßte von diesem Liebes die zarteste Seite seines Herzens berührt, welche immer noch nachklang, als der junge Wanderer schon längst verschwunden war.

Langsam und schweigend setzten sie ihren Weg fort und kamen in der Abenddämmerung im Deutschen Hause an.

Sie traten in die kleine Honoratiorenstube ein, wo für beide der Abendtisch gedeckt war. Da sie im Sommer abends dort selten Gesellschaft trafen, so kam es ihnen fast fremd vor, einen Gast am Tische bei einem Krüge Bier und einem spärlichen Eiergerichte zu finden.

Als Rotham sich seinem gewohnten Sitz näherte, welchem zunächst der Gast Platz genommen hatte, glaubte er in ihm den jungen Wanderer und Sänger, dessen Lied ihn so nahe anging, wiederzuerkennen.

Er setzte sich zu ihm, John zu seiner Linken, ohne daß der eine oder der andre ein Wort gesprochen hätte.

Der Wirt brachte Schinken, Salat und Eier und wartete unter der Tür auf weitere Befehle.

Der dritte Gast, welcher weniger ernst als trüb vor sich hindröckte, drückte jetzt heimlich einen Fingerring an seine Lippen.

Rotham hatte einen Blick darauf geworfen und ließ ihn erbleichend auf dem Ringe haften. Es war eine zusammengedrückte Schlange, deren Kopf ein Rubin bildete, es war der Zwillingerring von dem, welchen er selbst trug.

„Es ist dein Sohn!“ schrie es in ihm mit tausend Stimmen empor; — „vielleicht auch nur ein Dieb oder ein Mörder!“ flüsterte der Argwohn dagegen. Er sah ängstlich forschend dem Jüngling in das Gesicht, zwei große, dunkle, ehrliche und doch verwunderte Augen blickten ihm

entgegen. „In ihm ist kein Arg!“ sagte er bei sich selbst; — „sollte es auf der Welt nur zwei Ringe derselben Art geben?“ warf die Klugheit dagegen ein.

Rotham konnte diesen Widerstreit der Gedanken und Gefühle nicht länger ertragen; — er eilte hinaus in sein Zimmer, ließ darin wie außer sich hin und her und rief einmal um das andre: „Wenn er es doch wäre!“

Jetzt sah er John in der dunklen Stube stehen; er sagte keine Hand, beugte sich an sein Ohr und sagte: „Schaff mir Gewißheit!“

„Worüber?“

„Der junge Mann unten trägt einen Ring, wie ich meiner Frau am Altar einen gegeben habe, wie ich den zweiten, ganz ähnlichen, noch trage.“

„Seltsam!“

„Wir dürfen uns nicht übereilen.“

„Nein!“

„Was tun wir?“

„Ihn ausforschen!“

„Wenn es mein Sohn wäre!“

„Freilich!“

„Gehe hinunter zu ihm — nein! Bestelle bei dem Wirte Tokayer und drei Gläser!“

„Drei?“

„Und bitte den jungen Menschen, mit mir einigen Flaschen den Hals zu brechen; ich wäre ein alter, lustiger Kumpan aus Amerika!“

„Lustig, wie gesagt.“

John ging hinunter und kam mit Licht, Wein und

Gast in den wenigen Augenblicken zurück. Rotham musterte den jungen Gesellen von Kopf zu Fuß; er glaubte nirgend einen schöneren, kräftigeren Jüngling gesehen zu haben. Er gab ihm die Hand, es war ihm, als wenn aus dem Händedruck ein Feuerstrom ihm nach dem Herzen dränge.

(Fortsetzung folgt.)